

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 12 (1952-1953)
Heft: 1

Artikel: Geschichte, Volkskunde und Kunstgeschichte
Autor: Jörger, J. B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatwerk und Trachtenkommission haben in gemeinsamer, langwieriger Arbeit eine schmucke, praktische Arbeitstracht geschaffen, ein Haus- und Arbeitskleid, welches die Landfrauen aller Modesorgen enthoben hat und ihrer würdig ist.

Es ist eine Freude, Mädchen in der Tracht beim Heuet zu sehen oder reiferen Frauen in der sonntäglichen schwarzen Tracht auf dem Weg zur Kirche zu begegnen.

Noch vieles wäre zu berichten über das Heimatwerk und seine schönen Aufgaben, über seine Musterwerkstätte, wo Landweberinnen eine weitere Ausbildung erhalten, über seine Stükkurse und Ausstellungen usw., aber wir wollen nur die Gebiete erwähnen, die eine Ergänzung zur Arbeit des Heimatschutzes bilden. Wo sich dieser der Häuser und Fassaden annimmt, gibt das Heimatwerk durch Betreuung der Wohnungen und Kleider erst Leben und Inhalt.

Das Bündner Heimatwerk hat in den 23 Jahren seines Bestehens eine erfreuliche Entwicklung durchgemacht. Wegen Platzmangels mußte es mehrmals seine Wohnung wechseln, bis es im Oktober 1948 sein endgültiges Heim gefunden hat im alten Kaufhaus Zinsli, Ecke Mühleplatz/Reichsgasse, das vorher entsprechend umgebaut und ganz den Bedürfnissen des Heimatwerkes angepaßt worden war. Fröhliche Malereien von Annina Vital zieren die Mauern und weisen fremden Gästen den Weg ins Heimatwerk, wo aus geöffneten Fenstern eifriges Klappern der Webstühle ertönt und fünf große Schaufenster zum Eintreten laden.

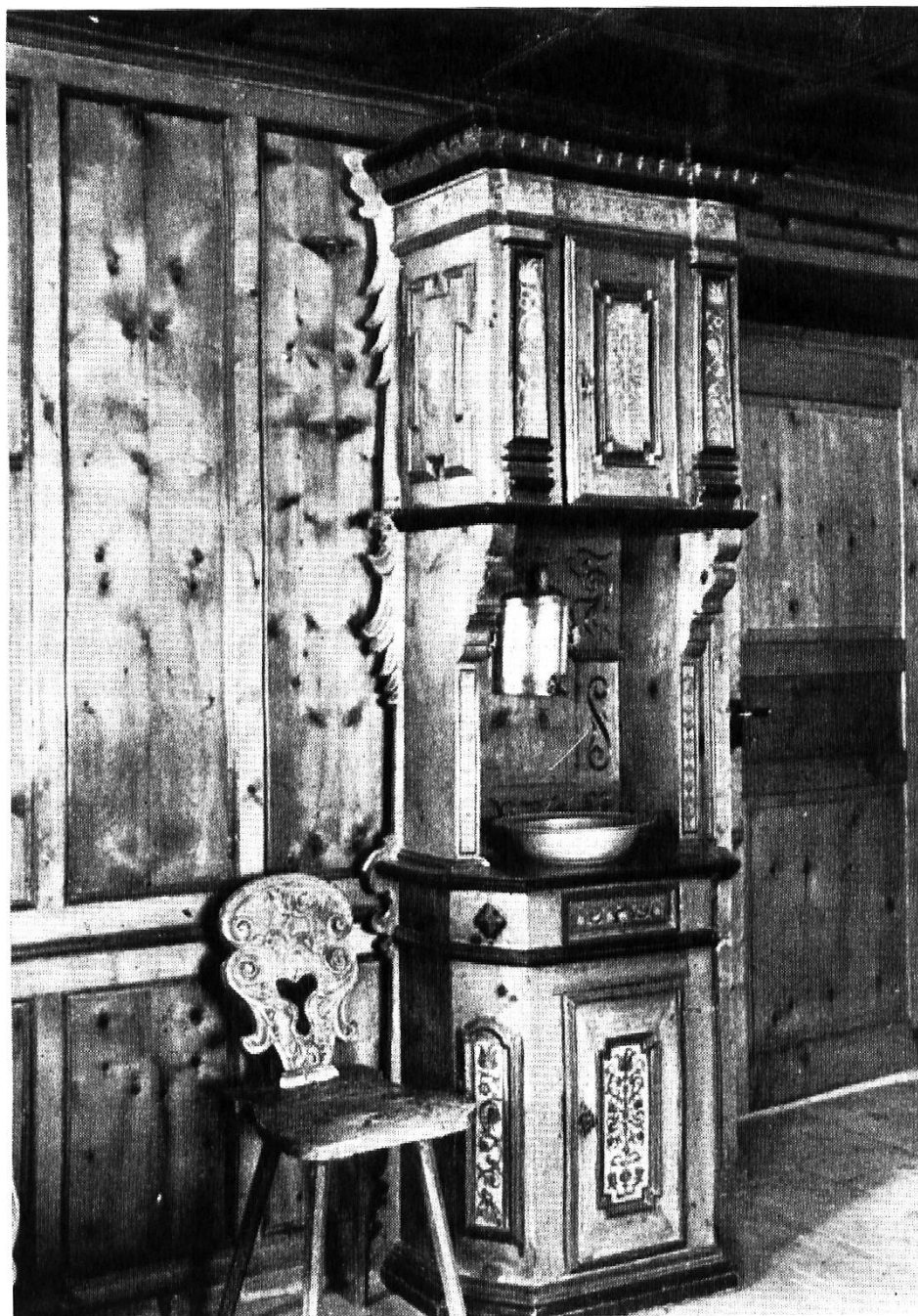
Tätiges Leben durchdringt das ganze Haus, ein harmonisches Ganzes bildend, wo alles freudig bestrebt ist, seine Aufgabe zu erfüllen.

I. Roffler.

Geschichte, Volkskunde und Kunstgeschichte

Die Sammlung anlässlich der Bundesfeier 1952 wurde für kulturelle Zwecke bestimmt und soll der Förderung der Geschichtsforschung, der Volkskunde und der Kunstgeschichte zugute kommen. Diese Gebiete liegen auch im Interesse des Heimatschutzes, so daß er den bedachten Institutionen Glück wünscht für die Mittel, die ihnen aus den Spenden am vaterländischen Feiertage zufließen und ihnen ermöglichen werden, freier von materiellen Sorgen weiter zu arbeiten und ihren Zielen zuzustreben.

Geschichte hat die Fundamente gelegt und die Heimat so aufgebaut, daß wir sie lieben und schützen wollen. Das Leben ihres Volkes in Sprache, Gebräuchen und Sitten hat den Charakter und die Eigenart des Landes geformt, so wie wir es zu erhalten wünschen. In allen Zeitläufen hat ein künstlerisches Schaffen aller Art Werke erzeugt, die einen kulturellen Reichtum darstellen, den zu pflegen jedem Schweizer am Herzen liegen muß. Was in diesem Sinne für die ganze Eidgenossenschaft gilt, das gilt ebenso sehr für Graubünden im speziellen. Es braucht keiner vielen Worte, um darauf hinzuweisen, wie mannigfach, wie vieles in unserem vielgestaltigen Kanton dem Heimatschutz teuer sein muß, weil Geschichte und Kunst,



Eingelegtes Wand-
kästchen im Hause
des Battista Groß
in Tschier

weil ein besonders vielgestaltiges Volkstum seine landschaftliche Schönheit mit besonderen Werten auffüllen.

Wie das Leben eines Volkes sich gestaltete, seine Gemeinschaft sich entwickelte, berichtet die *Geschichte*. Aus vorgeschichtlichen Grabfunden liest sie die ältesten Spuren des Menschengeschlechtes, erkennt sie die Zeugen von ältesten Kulturen. Aus den Ruinen von Bauten späterer Zeiten schöpft sie die Kenntnisse weiterer Entwicklungen. Aus immer reichem Material materieller und geistiger Art breitet sich alles Geschehen aus durch alle Jahrhunderte bis in unsere Gegenwart. Durch ihre Geschichte wird die Heimat erst liebwert und groß, und darum muß, wer sie liebt, auch die Zeugen ihres Werdeganges schätzen und schützen. Darum darf ein Schalenstein mit den Zeichen heidnischer Götterverehrung nicht als Bau-

stein zerschlagen werden; die Ruinen der Ritterburg auf dem Felsen sollen nicht ganz zerbröckeln; das schöne Täfer aus dem alten Bürgerhaus soll nicht in ein Museum des Auslandes wandern; alte Dokumente, Bücher, Berichte sollen nicht vermodern; Sage und Tradition dürfen nicht vergessen werden; denn all dies und Tausendfaches dazu ist Geschichte, ist Heimat zugleich.

Seit nun Geschichte davon zu berichten weiß, wie Menschen das Land besiedelten, hat die Art und Weise ihrer Lebensform ihrem Dasein ein Gepräge gegeben. In *Sitten und Gebräuchen* hat es seinen Ausdruck gefunden. Haben sich durch Anpassung an Land, Klima, Jahreszeiten usw. bestimmte Arbeitsformen und Sitten herausgebildet, so haben sich nicht weniger Gebräuche geformt aus dem Bedürfnis des Menschen heraus, Freude zu genießen und festliche Tage in den Ernst des Lebens zu streuen. Freude im häuslichen Kreise der Familie, Feste zu Ehren Gottes, Feiern in der Gemeinschaft des Volkes.

Von wieviel Schöнем und Eigenartigem weiß da die Volkskunde zu berichten, von religiösen, weltlichen, individuellen Sitten und Gebräuchen, die in Familien und Dörfern noch erhalten sind, immer wiederkehren und immer eingehalten werden. Von wie vielen aber weiß die Volkskunde auch zu berichten, die nicht mehr sind, die aufgegeben und vergessen wurden!

Man muß sich klar sein, daß mit dem Verschwinden alter Sitten und Gebräuche ein wertvolles Kulturgut in einer nivellierenden Zeit untergegangen ist und immer weiter untergeht, ein Schatz, der einst aus dem Leben und Herzen des Volkes entwachsen ist und nun weitgehend dem Import volksfremder Sitten und Gebräuche geopfert wird.

Wieviel Eigenart war z. B. in den Spielen zu finden, mit denen sich einst die Jugend und die Jungmannschaft ergötzte. Heute sind ihre Ideale die Rekorde in Sport, Ski, Motoren und ähnlichem. «Wer solche Spiele so leichtfertig aufgibt, verzichtet rasch auf seine Eigenart, verliert Stück um Stück der Urtümlichkeit und gibt sich schließlich selbst auf», schreibt Masüger in seinem verdienstvollen Buch über die «Leibesübungen in Graubünden». Wie eigenartig die Frühlingsfeste, z. B. die Chalanda marz, das Scheibenschlagen, wie urtümlich viele Fastnachtsbräuche mit ihren Masken, Umzügen, naiven Späßen.

Ähnliches wie von den weltlichen Freuden könnte man auch von den kirchlichen Festen sagen, die einen noch reicheren Teil des Volkslebens enthalten und zum Ausdruck bringen. Wenn die protestantische Kirche ihren Gottesdienst auf die Innerlichkeit einfachster Formen stellte, hat sie sich zweifellos eines reichen Ausdruckes an Volksleben begeben. Um so mannigfaltiger wechselt dafür von Dorf zu Dorf alles das, was in katholischen Gegenden an kirchlichen Festen, Prozessionen, Gebräuchen in mehr oder weniger glanzvoller Weise das Kirchenjahr belebt und «Freude» bereitet. Was aber in diesen Dingen alles schon aufgegeben, abgeschafft und den Zeitbedürfnissen zum Opfer gebracht wurde, davon wissen im Dorfe die alten Leute zu berichten, ist aus den alten Chroniken und Büchern zu erfahren. Soll noch weiteres verloren gehen? Dies zu verhindern, liegt weitgehend bei jenen Instanzen, die sich der ideellen Werte bewußt sein müs-

sen, die in diesen Äußerungen der Volksseele liegen, in dem Bedürfnis eben, «Freude» zu genießen, sei sie nun religiöser oder weltlicher Art. Wer kann darum besser die Jugend dafür gewinnen, wieder zu schätzen, was die Alvordern durch Jahrhunderte in Spiel und Brauch pflegten, als die Schule? Hat jener Lehrer nicht Jugend und Dorf ein vaterländisches Geschenk schönster Art vermittelt, als er in Haldenstein mit den Kindern in abendlichem Umzug unter dem Läuten der Viehglocken den Frühlingsanfang begrüßte und damit einen uralten Brauch wieder lebendig machte und zum dauernden erhob?

Wer kann sich besser als der Pfarrherr und die Kirchenvorstände dafür einsetzen, daß alte religiöse Bräuche erhalten bleiben? Oder müssen sie dem Zeitgeist angepaßt werden, daß sie sinngemäß abgeändert werden und nicht alles, was dem schaufrohen Erleben des christlichen Gemütes dient, zerfällt, abbröckelt, verflacht und verschwindet? Darf an manche sinnvolle Prozessionsgruppe erinnert werden mit ihrer altertümlichen Ausstattung oder an die religiösen Schauspiele, wie sie einst in längst verschwundenen Tagen das ganze Volk in den dramatischen Gang der Handlung miteinbezogen? Kirchliche wie weltliche Bräuche und Feste sind letzten Endes eine Äußerung der Volksseele, die Quelle, aus der die Heimat das geworden, was sie heute ist.

Schönheit aber sollte Leben, Brauch und Sitte erfüllen! Nicht in der rohen Stärke und massigen Kraft liegt die Schönheit eines Spieles, sondern in der edlen Form seines Ablaufes. Nicht im lauten Geschrei erhebt ein Gesang, sondern im Wohlklang und in der Modulation der Melodie. Nicht in der wirren Fülle von Farben und Dekorationen wirkt ein Fest, sondern durch die abgewogene Wahl des Schmuckes und den harmonischen Zusammenklang von Farben und Formen. Wie oft aber bleiben Wünsche und Möglichkeiten unerfüllt, weil es am Sehen und Empfinden fehlt? Schlechter Geschmack und Kitsch machen sich breit; Unwissenheit und Gedankenlosigkeit handeln, wo sie nicht handeln sollten, wo sie manches Schöne verderben.

Sprechen wir nicht von den gleißenden Blechdächern und Reklameplakaten am falschen Ort! Solche Verunstaltungen stören nunmehr weiteste Kreise. Anderes aber ist noch nicht als unpassend empfunden. Da stehen in der einfachen Bauernstube furnierte Möbelstücke aus irgendeinem städtischen Warenhaus statt solchen, die der Dorfschreiner in einfachen und gediegenen Formen aus dem Holz des Tales herstellen könnte. Da baut der Händler mitten unter die braunen Holzhäuser des Dorfplatzes in Stein und Zement einen Ladenanbau, in dessen breitem Schaufenster die neuesten städtischen Herrlichkeiten prangen. Anlässlich der neuen Wasserversorgung hat man auf dem Dorfplatz den mächtigen Brunnenstock aus Lärchenholz weichen sehen vor einer dünnen, nüchternen Gußröhre. In der alten Pfarrkirche hat sich um den barocken Altar mit den vergoldeten Schnitzereien ein Sammelsurium von kitschigen Dingen aus Gips und Papier versammelt, das mit grellen Farben seine Unehlichkeit und Wertlosigkeit dartut. Ein fader Öldruck hat das gemalte Heiligenbild auf den Estrich verdrängt. Ein Gipsstück ließ die geschnitzte gotische Statue beim Antiquar verschwinden, und

Meßgewänder aus alten Seidenbrokaten vermodern zerrissen und abgenützt in irgendeinem Schrank, weil keine Hand sich findet, die schönen Sticke-
reien wieder herzustellen. Dafür machen sich maschinengestickte Paramente
kostbar. Wieviel wurde gesündigt, und wie vieles könnte wieder gutgemacht
werden! Der Schönheitssinn des Volkes ist zu pflegen; es ist ihm zu zeigen,
wo Wahres und Echtes liegt; denn dieses zu erkennen und zu empfinden,
muß auch gelernt werden.

Man darf aber nicht nur klagen, sondern man muß sich auch über Er-
reichtes freuen! Allenthalben sind Kräfte am Werk, den Sinn für Schön-
heit im Volke neu zu beleben und zu erziehen. Starke Impulse gehen da
von kirchlichen Kreisen aus, ist die Kirche doch ein Sammelpunkt geistigen
Lebens im Dorfe. Bald hier, bald dort muß das ehrwürdige Gotteshaus,
weil schadhaft geworden, erneuert werden. Das wird nun nicht mehr nur
einem Maurermeister überlassen, der möglichst solid und billig die Risse
verpflastern, eine neue Tünche streichen und durch ein anderes Fensterloch
mehr Licht in den Raum einführen soll. Ein Architekt wird zugezogen; der
Heimatschutz darf mitraten, und mit Freude und Sorgfalt wird wieder her-
gestellt, was Unverstand am alten Bau einst zerstört hat. Alte Malereien
erscheinen hinter dem weißen Verputz und werden restauriert, Steinmetz-
arbeiten mit Meisterzeichen, Wappen und Jahrzahlen werden gefunden und
zu neuer Zierde freigelegt. Angepaßt und im Raume ausgewogen werden
neue Kirchenstühle, das Holzwerk der Empore und der Kirchenboden an-
gebracht, und so belebt eine stille, einfache Schönheit auch den *protestan-
tischen Kirchenraum*. Man scheut sich nicht mehr, die Zeugen seines ge-
schichtlichen Werdens, die Reste der Malereien aus früheren, katholischen
Zeiten, pietätvoll zu erhalten, und weiß ihren Sinn zu deuten.

Und nicht minder oft entsteigt im *katholischen Kirchenraum* verdecken-
der Tünche und überwucherndem Kitsch die alte Schönheit vergangener
Zeiten, darf Echtes gegen Unechtes wieder seinen Platz einnehmen. Gar
oft wird es hier schwierig, einen Zusammenklang für die Werte der ver-
schiedenen Stilperioden zu finden; denn jede hat Köstliches in den Raum
getragen. Fast schmerzlich wird oft der Entscheid, was Platz zu machen
hat, wenn z. B. ein barockes Zierstück sich auf ein Ornament aus gotischer
oder romanischer Zeit aufgesetzt hat. Aber man hat gelernt, Kompromisse
und neue Harmonien zu finden, Ältestes selbst mit Neuestem zu vereinen,
und man opfert nur im Notfalle einer «stilreinen» Erneuerung Dinge an-
derer Stilrichtungen.

Das Volk bleibt durch die neue Schönheit der Kirche nicht unberührt.
Die Gemeinde ist stolz auf das erneuerte Gotteshaus und seinen reichen
Schmuck. Nicht minder stolz ist das Handwerk, das berufen war, an der
Wiederherstellung mitzuschaffen. Es wurde befruchtet und hat gelernt, das
Echte der handwerklichen Arbeit und des Materials zu erkennen und zu
schätzen.

Wie vieles könnte noch gegeben und getan werden! Wie, wenn die
Schreiner im Dorfe lernten, nach währschaften Vorlagen Mobiliar für das
Bauernhaus herzustellen, zweckmäßig und angepaßt, aus dem Holz des
Gemeindewaldes, wenn der Dorfschmied ein Grabkreuz schmiedete, einfach



Engadin

und gediegen, statt daß man ein Grabdenkmal aus Marmor in den stillen Friedhof setzte! Das Heimatwerk Zürich verdient großes Lob, weil es durch Kurse und in einer Handwerkerschule in Richterswil den jungen Bauern wieder zeigt, wie Säge und Hobel für den eigenen Gebrauch zu handhaben sind, wie man sich selbst Werkzeuge und kleine Möbelstücke herstellen kann.

Wäre es aber nicht gleichermaßen wertvoll, für das Religiöse zu erstreben, was im Profanen gut und wertvoll ist? Könnte nicht *Handwerk und Heimarbeit* wieder zugeführt werden, was an religiösen Gebrauchsgegenständen und Zierstücken seine Käufer hat: der Rosenkranz in der Hand des Beters, die Heiligenstatue auf der Konsole in der Stubenecke, die Madonna, die man für die Pfarrkirche stiftet, und weiteres mehr? Das Devotionale würde ein Objekt werden können einer künstlerisch geleiteten Heimarbeit, wenn z. B. Holzschnitzer ausgebildet würden, die Kreuze, Madonnen, Heiligenstatuen und ähnliche kirchliche Gegenstände herzustellen verstehen als Ersatz dessen, was jetzt aus Gips oder Papiermaché sich wertvoll gebärdet. Dies und anderes zu erreichen, wäre freilich nicht einfach, erforderte viel an Mühen, Opfern und Geld. Aber es wäre mit ein Kapitel wertvollen Heimatschutzes.

Zieht nun auf solche Weise Freude am Schönen ins Tal und ins Dorf, versteht die Hausfrau wieder, ein zierliches Muster in ihren Leinenstoff zu weben, kann die Tochter das Tischtuch geschmackvoll besticken, liefert der Schreiner im Dorf einen gediegenen Wandschrank in die Bauernstube und bemalt ihn der Maler mit farbenfroher Blumenzier, kann der Schmied wieder Fenstergitter und Grabkreuze nach alter Handwerksmanier herstellen und bereichert ein Schnitzer die Arbeit des Zimmermanns am Haus mit Zieraten, dann zieht Kunst ins Dorf, und eine *Volkskunst* bodenständigen Charakters erwacht zu neuer Blüte. Ihre alten Vorbilder finden sich kaum in den Museen der Stadt. Ihr Platz ist im *Heimatmuseum*. Je tiefer die Erkenntnis dringt, daß es allein erhalten und aufbewahren kann, was das Andenken an altes Volksleben im Dorf und Tal darstellt, um so wertvoller wird eine solche Sammelstätte. Jede Talschaft sollte über ein Heimatmuseum verfügen können, wie in Graubünden solche in Klosters, Davos und Vals verwirklicht wurden und wie sie in anderen Tälern im Tun sind. Ein Haus, wie es die Altvordern bauten, dem Charakter von Dorf und Tal angepaßt, wird eingerichtet, möglichst so, wie es einst ausgestattet war. Was als veraltetes «Gerümpel» an Geschirr, Handwerkszeug, Mobiliar und weiteren Gegenständen auf dem Estrich oder in einem Gerümpelraum in Staub und Schmutz am Verfallen war, das gewinnt wieder an Wert, weil es Zeugnis ablegen kann vom Leben und Schaffen der Vorfahren im Dorf. Wo anders könnte der Lehrer seiner Schuljugend besser zeigen, wie es einst in der engeren Heimat aussah, und wo anders könnte er anhand alter Werkzeuge schöner darstellen, wie die Urgroßeltern ihre Felder bebauten und ihr Handwerk betrieben? Wie lebhaft ist das Interesse, wenn der Junge die hölzernen Gefäße, die in früheren Tagen zumeist selbst verfertigt wurden, mit denen vergleichen kann, die heute aus dem Genossenschaftsladen bezogen werden und kalt und seelenlos in ihrem Blech dastehen! Wie stolz

ist der Bauernbube, der auf einer «Gebse» das Hauszeichen der Familie eingeschnitzt findet, eine Jahrzahl von 1700 dazu und ein zierliches Ornament ringsherum! Und wie staunt das Mädchen über das schöne Mieder mit der bunten Stickerei, das man einst trug, wenn man zur Kirche ging, und wie bewundert es das kleine Häubchen mit den zarten Spitzen daran! So kommen hundert andere Dinge des einfachen Lebens in einem Heimatmuseum zusammen und vermitteln eine Kulturgeschichte wertvollster Art.

Aber nicht nur solcher Schätze des arbeitsreichen Volkstums ist Graubünden voll! Nicht nur Volkskunst reichster Art aus drei Kulturgebieten, die Graubünden zusammensetzen, ist vorhanden, sondern auch Schätze der *hohen Kunst* findet man. War es der Trieb nach Schmuck und Zier, der den Menschen dazu führte, sich künstlerisch zu betätigen, sein Werkzeug mit einem Ornament auszuzeichnen und schön zu machen, so entstand daraus im Laufe der Generationen eine Kunstbetätigung, die gebunden blieb an die Bedürfnisse der Arbeit. Der ewig wiederkehrende Kreislauf der Natur ließ an dem hangen, was als wohlerprobt erwiesen war. In der Gemeinschaft der Sippe und der Siedlung pflegte man das Ererbte und das Feststehende, das Gemeinsame herrschte, und das Individuelle trat zurück. So entstand auf einer ganz eigenmächtigen Grundlage die Volkskunst; sie war eine Bauernkunst und blieb eine solche. Sie ist nicht ein Verfallsprodukt der hohen Kunst, die aus anderen Voraussetzungen hervorgegangen ist, wie Konrad Hahn in seiner «Deutschen Volkskunst» ausführt. Im Gang der Zeiten schied sich die hohe Kunst von der Volkskunst. Sie entstand dort, wo der Mensch auf dem engen Raum einer Stadt andere Lebensformen schuf, unberührt vom Ablauf der Naturvorgänge. Wissenschaft, Bildung und Handel erzeugten Bindungen und Beziehungen, die weltweit wurden. Der Mensch löste sich von dem, was Erbschaft, Tradition, Gemeinschaft ihm als Grenzen gezogen hatte; er konnte sein Eigenwesen freier entfalten, und wenn er sich künstlerisch betätigte, half er jene Werke mitgestalten, die zum Ausdruck der verschiedenen Stilperioden wurden und Schöpfungen vollendeter Schönheit hervorbrachten.

Schätze dieser hohen Kunst finden sich im rauen Bergland Graubünden so viele, daß ihr vielerfahrener Kenner Erwin Poeschel sieben Bände der «Kunstdenkmäler Graubündens» damit füllen konnte, um sie zusammenzustellen und zu beschreiben. Wer wüßte nicht, daß die romanische Kirchendecke in Zillis ein Kunstdenkmal darstellt, dessen Bedeutung und Einmaligkeit in der europäischen Kunstgeschichte einen Platz einnimmt? Wie wertvoll sind die Malereien in den mittelalterlichen Bergkirchlein, die da und dort vom Berghang leuchten, in denen eine pietätvolle Erneuerung die Zeugen einer gläubigen Kunst von einer jahrhundertealten Tünche befreite und wieder farbig aufleuchten ließ! Wie manche Kirche auf dem Lande, wie manche kleine Kapelle birgt noch einen kostbaren Schnitzaltar aus gotischer Zeit, und wie reich und vielfältig prunken allenthalben Altäre aus der reichbewegten Zeit des Barocks!

Zu diesen vielen Reichtümern kirchlicher kommen alle jene profaner Kunst, deren Baudenkmäler fast in jedem größeren Dorf Graubündens anzutreffen sind. Schlösser adeliger Familien stehen auf hoher Warte oder

in gepflegten Gartenanlagen, prunkvoll ausgestattet. Bürger, im Ausland durch Fleiß und Können reich geworden, kehrten heim und bauten sich im Bürgerort einen stattlichen Ruhesitz, den sie mit künstlerischen Dingen verschönten, die sie aus der Fremde mitgebracht hatten. Da stehen die Häuser behäbigen Gepräges, deren städtische Bewohner in Amt und Würden standen oder im Handel Glück gehabt hatten und zu Vermögen gekommen waren. In ihnen sammelte sich eine Fülle schönen und kunstreichen Inventars, vom prachtvoll geschnitzten und eingelegten Getäfer der «schönen Stube», den Möbeln und Bildern bis zum zierlichen Erzeugnis des Kunstgewerbes, einer Stickerei aus Italien, der zarten französischen Spitze, dem barocken Glas aus Venedig, dem behäbigen Krug aus Zinn, der kostbaren Tasse aus zerbrechlichem Porzellan und dem gravierten Besteck aus schwerem Silber. Denn aus fremden Ländern kam man nicht heim, ohne köstliche Dinge mitzubringen und damit das Heim zu schmücken. Sah man solch ziere Dinge im Hause des Nachbars, wollte man die Gelegenheit nicht verpassen, Ähnliches zu erwerben, wenn Gelegenheit sich dazu bot und der Geldbeutel es erlaubte.

So zog Kunstgut ins stille Land der Berge, und es erfreut heute um so mehr, als man sich des Wertes immer bewußter ist, den es als vaterländisches Kulturgut darstellt. Mit Recht trifft man darum Vorsorge, daß es nicht mehr leichtsinnig und gedankenlos um eines Geschäftes willen verquantet werden kann und aus dem Lande wandert. Mit Recht ist nunmehr die Möglichkeit gegeben, solche Werke der Kunst gleich jenen Kostbarkeiten der Natur unter Denkmalschutz zu stellen, um sie dauernd vor Verfall zu bewahren und dem Lande zu erhalten. Denn was an solchen Kostbarkeiten zerstört wird oder verschwindet, läßt eine unersetzliche Lücke zurück, und die paar Silberlinge, die dafür eingingen, ersetzen den geistigen Wert nicht, um den die Heimat dafür verarmte.

So greift das eine in das andere über. Das Leben hat des Volkes Brauch und Sitten geformt, die Zeiten haben Geschichte geschrieben, und Natur und Leben zusammen haben das Antlitz der Heimat gestaltet. Schönheit und Kunst erhellen mit Freude des Lebens ernste Seiten. Doch das Leben steht nicht stille. Im ewigen Kreis wandelt es sich zu immer neuen Formen. Daß dieses Volkes Dasein mit fruchtbarer Arbeit erfüllt, mit Freude gewürzt werde und aus den kostbaren Werten der Heimat seine Kräfte erneuere und erhalte, das ist, was des Heimatschutzes sei. J. B. Jörger.

Das Bündnerhaus

Wenn man von einem Bernerhaus oder von einem Walliserhaus spricht, stellt sich jedermann sofort einen gewissen Typus vor, der in der Vorstellung untrennbar mit jener Gegend verbunden ist. Das Wort «Bündnerhaus» hingegen erweckt keinerlei oder dann sehr verschiedenartige Vorstellungen. So verschieden in Bünden Sprache und Charakter der Bevölkerung sind, so zerklüftet und in einzelne Teile getrennt die Landschaft, so verschiedenartig stellen sich auch die Siedlungsweise und die Art der Behausungen der Einwohner dar.